

**Hans-Jürgen Weiß**

**Kommunikationswissenschaft als Beruf**

**Abschiedsvorlesung**

**Freie Universität Berlin**

**26. Juni 2009**

Meine Berufsgeschichte ist relativ schlicht. Ich habe 1966 in München das Studium aufgenommen und bin dann 1972, nach dem Ende des Studiums, an der Universität geblieben. Ein paar Ortswechsel kamen dazu, aber ansonsten ist es dabei geblieben – bis zum Frühjahr dieses Jahres.

Aber so glatt, wie das von außen aussieht, war es auch wieder nicht. Ich hatte dann doch mit einigen beruflichen Problemen zu kämpfen, aus denen ich lange vor dem heutigen Tag meine Lehre gezogen habe. Um es auf den Punkt zu bringen:

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass Berufserfolg an einer Universität – d.h. letztlich: Professor, Professorin zu werden – nur bedingt etwas mit wissenschaftlicher Leistung zu tun hat, sehr viel jedoch mit der Fähigkeit, sich den Regeln des Universitätssystems anzupassen. Die Freiheit der Wissenschaft ist eben nicht identisch mit der Freiheit der Wissenschaftler. Auf dieser Ebene kann man eher von der Freiheit der Wissenschaftsminister sprechen bzw. – im Zuge des Umbaus der Universitäten zu Pseudo-Unternehmen – von der Freiheit der Universitätsleitungen und Wissenschaftsverwaltungen.

Für die These, dass eine Wissenschaftskarriere eine fragile, in hohem Maße fremdbestimmte Angelegenheit ist, kann ich mich auf Max Weber als „opportunen Zeugen“ stützen, wie Lutz Hagen das nennen würde (Hagen 1992), auch wenn sein Zeugnis inzwischen 90 Jahre alt ist. In einem Vortrag vor Studenten über „Wissenschaft als Beruf“ verwendet er mehrfach den Begriff „Hasard“ – die Bezeichnung für ein risikoreiches Glücksspiel:

„Ob es einem ... Assistenten jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius ... einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach Hasard ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt.“ (Weber 1921, S. 6)

Es verwundert nicht, dass ein Soziologe wie Max Weber betont, dass es dabei nicht primär um menschliche Faktoren geht, sondern um Probleme des „Zusammenwirkens mehrerer Körperschaften“ – heute würde man sagen: um Probleme der unterschiedlichen Systemlogik von Wissenschaft einerseits, Wissenschaftsverwaltung und Wissenschaftspolitik andererseits. Ich werde das aufgreifen, zuvor möchte ich jedoch eine Passage zitieren, in der er dann doch persönlich wird:

„Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen. ... Jeden muss man auf das Gewissen fragen: Glauben Sie, dass Sie es aushalten, daß Jahr um Jahr Mittelmäßigkeit nach Mittelmäßigkeit über Sie hinaussteigt, ohne innerlich zu verbittern und zu verderben? Dann bekommt man selbstverständlich jedes Mal die Antwort: Natürlich, ich lebe nur meinem ‚Beruf‘. Aber *ich* wenigstens habe es nur von wenigen erlebt, dass sie das *ohne* inneren Schaden für sich aushielten.“ (Weber 1921, S. 9)

Wenn ich das lese, kann ich nur sagen: Ich bin froh, dass ich bei diesem Hasardspiel Glück gehabt habe. Ich könnte diesem Glück auch einen konkreten Namen geben. Aber nicht hier – der Tag ist ja noch lang. Stattdessen will ich im Folgenden ein paar Schlaglichter auf die Hintergründe dieses Glücksspiels werfen – so wie es sich aus meiner fachlichen, beruflichen und persönlichen Perspektive darstellt.

Dazu werde ich mich in den ersten beiden Abschnitten relativ knapp mit der institutionellen Entwicklung und dem methodologischen Selbstverständnis meines Fachs auseinandersetzen. Daran anschließend will ich in zwei weiteren Abschnitten versuchen, die universitären Rahmenbedingungen zu skizzieren, die heute die Struktur und Ausfüllung der Berufsrolle von Kommunikationswissenschaftlern in Deutschland prägen.

Dabei bitte ich um Nachsicht, wenn ich im Folgenden vorwiegend die *männliche Form* von Forschenden, Lehrenden, Studierenden etc. verwende: Damit sind immer beide Geschlechter gemeint. Als Max Weber 1919 von der „Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft“ sprach, meinte er das noch wörtlich – weil es so war. Das immerhin hat sich in 90 Universitätsjahren geändert.

Anderes nicht.

## **1. Kommunikationswissenschaft als Universitätsfach**

Zunächst zum fachlichen Hintergrund meiner Argumentation. Was ich dazu ursprünglich aufgeschrieben habe, habe ich dann doch wieder stark eingekürzt. Der (sozusagen „sich erinnernde“) Rückblick auf die Fachentwicklung seit den 1960er

Jahren war für mich persönlich zwar spannend. Aber das meiste setze ich doch als bekannt voraus.

Zunächst noch im Zuge des allgemeinen Bildungsbooms der 1970er Jahre und dann immer stärker parallel zur anscheinend unaufhaltbaren Verbreitung neuer Medien in allen Bereichen der Gesellschaft entwickelte sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in den letzten Jahrzehnten von einem „Orchideenfach“ zu einem Massenfach. Dazu nur zwei Zahlen zur Situation hier in Berlin:

- Im letzten Jahr haben sich 2.400 Interessenten auf die ca. 80 Studienplätze beworben, die an der Freien Universität Berlin pro Studienjahr für das Kernfachstudium Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Bachelor-Studiengang bereitgestellt werden.

- Insgesamt sind zurzeit knapp 1.500 Studenten an der Freien Universität Berlin in das Fach Publizistik- und Kommunikationswissenschaft eingeschrieben.

Mit der rasanten Ausdifferenzierung des Berufsfelds „Medien und Kommunikation“ ist ein enormer Nachfragedruck auf universitäre Ausbildungsangebote entstanden, auf den heute viele Fächer an vielen Hochschulen reagieren. Ein Onlinestudienführer, der als offene Angebotsplattform konzipiert ist, listet derzeit 600 Medienstudiengänge im deutschsprachigen Raum auf, 220 davon sind an Universitäten angesiedelt ([www.medienstudienfuehrer.de](http://www.medienstudienfuehrer.de); 17.6.09). Was sich hinter den einzelnen Studiengängen tatsächlich verbirgt, wäre im Einzelnen zu prüfen. Neben sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlichen Lehrangeboten spielen heute vor allem Ausbildungsangebote im Bereich der Informations- und Medientechnologie eine zunehmend größere Rolle.

Für unser Fach hat das eine wichtige Konsequenz: Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat ihre Exklusivität als „das“ akademische Fach verloren, das sich wissenschaftlich mit Öffentlichkeit, Publizistik, Kommunikation, Medien etc. beschäftigt *und* Studenten für Tätigkeiten in Medien- und Kommunikationsberufen qualifiziert – wenn es diese Exklusivität überhaupt je gab.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die Intensität der Debatten über das Selbstverständnis des Fachs in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat. Es geht dabei im Wesentlichen um die methodologischen Forschungsprämissen der Kommunikationswissenschaft, auf die ich im Folgenden eingehen möchte.

## 2. Kommunikationswissenschaft als Forschungsfeld

Lutz Hachmeister, ein um saloppe Formulierungen nicht gerade verlegener Kollege, hat die Kommunikationswissenschaft unlängst als ein zunehmend aufgefüchertes Fach bezeichnet, das sich zu einer „heißgelaufenen, durch starke studentische Nachfrage äußerst belasteten Wissenschaft auf Kredit“ entwickelt habe, „mit geborgten Methoden und Ansätzen, ohne verfeinertes eigenes erkenntnistheoretisches Fundament“. (Hachmeister 2008) Besonders originell ist diese Beobachtung allerdings nicht und der Sachverhalt als solcher auch kein Alleinstellungsmerkmal der Kommunikationswissenschaft. So bescheinigten z.B. Lau und Sears der Politikwissenschaft schon vor mehr als 20 Jahren, dass sie ebenfalls primär auf Anleihen aus fremden Forschungstraditionen angewiesen ist. (Lau/Sears 1986)

Bei genauer Betrachtung zeichnet sich im Prinzip schon seit Mitte der 1960er und erst recht seit den 1970er Jahren eine zunehmende Konstanz im Selbstverständnis der deutschen Kommunikationswissenschaft ab. (Dröge/Lerg 1965) Das Fach wird seitdem in einem breiten Konsens als „Sozialwissenschaft plus x“ bezeichnet und betrieben: „als theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft mit interdisziplinären Bezügen“ – so das neueste Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft aus dem Jahr 2008.

Die Unruhe, die das Fach im Moment umtreibt, beruht nach meiner Auffassung auf einem viel zu kurz gegriffenen Verständnis von Sozialwissenschaft. Auch hier ist der Rückgriff auf Max Weber hilfreich. In den „Grundbegriffen“ charakterisiert er die Soziologie als eine Wissenschaft, die „soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“. (Weber 1964, S. 3)

Übertragen auf unser Fach kann man sich *erstens* darüber streiten, welche Bereiche des „sozialen Handelns“ die Kommunikationswissenschaft als ihren *genuinen Gegenstand* bezeichnen und analysieren will – und das ist derzeit auch der Fall: primär durch Massenmedien vermittelte, öffentliche Kommunikation? oder einfach alles, was in irgendeiner Weise mit Kommunikation und Medien zu tun hat?

Mein Eindruck ist, dass sich in diesem Teil der Identitätsdebatte der deutschen Kommunikationswissenschaft eine Art Generationenkonflikt widerspiegelt. Der

Durchbruch der sozialwissenschaftlichen Ausrichtung im Fach war eng mit einer Forschung verbunden, die ihre Fragestellungen aus einer makroanalytischen Systemperspektive heraus formulierte und diese zudem stark auf Zusammenhänge zwischen Politik und Massenkommunikation fokussierte. Exemplarisch dafür ist das in den 1980er Jahren von der DFG geförderte Schwerpunktprogramm zum Thema „Publizistische Medienwirkungen“. (Schulz 1992)

Mit der medialen Durchdringung aller und insbesondere auch der privaten Bereiche der sozialen Lebenswelt drängen sich heute Forschungsthemen jenseits von Politik und Massenkommunikation auf, die im Grunde allerdings gar nicht so neu sind, wenn man z.B. die frühen „minor approaches“ des Fachs anschaut. Viele dieser Problemstellungen werden mit dem Begriff der Medienkultur in Verbindung gebracht, was zugleich (aber nicht notwendigerweise!) den Vorrang eines bestimmten theoretischen und methodologischen Zugriffs auf ihr Studium suggeriert: Gemeint ist das Konzept der „Cultural Studies“.

Über solche Prioritäten kann man streiten – oder auch nicht. Entscheidender ist das Argument, dass die Festlegung der Forschungsgegenstände eines Fachs wissenschaftsimmanent gar nicht begründbar ist. Folgt man Max Weber, beruhen solche Entscheidungen stets auf wissenschaftsexternen Relevanzkriterien – d.h. auf Werturteilen. Das gilt im Großen, für das gesamte Fach, und genauso für einzelne wissenschaftliche Einrichtungen, Sonderforschungsbereiche, Schwerpunktprogramme etc. – bis hin zu jeder Einzelentscheidung eines Kommunikationswissenschaftlers, welchen Gegenstand er erforschen will (und welchen nicht).

Der *zweite* Aspekt der aktuellen kommunikationswissenschaftlichen Identitätsdebatte betrifft die Frage nach – methodologisch angemessenen – Erkenntnisverfahren. Hier zeigt der Blick auf die Soziologie-Definition von Weber, dass die Sozialwissenschaften zu keinem Zeitpunkt exklusiv auf quantitative, quasi-naturwissenschaftliche Verfahren der Datenerhebung und der Datenanalyse abonniert waren, sondern stets auch qualitative, interpretative Verfahren zu ihrem Methodenkanon zählten. Das Problem liegt eher darin, dass das von Weber postulierte Ideal einer direkten Verschränkung verstehender und erklärender Verfahren nicht wirklich zu realisieren ist. Dagegen sprechen die unterschiedlichen erkenntnistheoretischen und theoretischen Kontexte, auf die sie jeweils zugeschnitten sind.

Vor diesem Hintergrund sehe ich relativ gelassen den aktuellen methodologischen Kontroversen und Lagerbildungen in meinem Fach zu. Die bessere oder gar beste Methode der empirischen Kommunikationsforschung gibt es nicht. So wenig wie ein gegenstandsspezifisches Methodenprimat: Nicht der Forschungsgegenstand definiert die Methode einer Studie, sondern ihre theoretischen Zielsetzungen und erkenntnistheoretischen Hintergründe. Das ist die Basis, von der aus ich an dieser Stelle dann doch noch ein paar Worte zum Stellenwert der empirisch-analytischen Forschungstradition und der quantitativen Methoden in unserem Fach sagen möchte.

So wenig ich es angemessen finde, von einer „harten“ quantitativen und einer „weichen“ qualitativen Forschung zu sprechen, so sehr beharre ich auf dem anti-ideologischen, aufklärerischen Potenzial der quantitativen Forschungstradition in unserem Fach. Das nüchterne, auf Präzision und Objektivierung ausgerichtete Messen, Dokumentieren, Beschreiben, Analysieren und Vergleichen ist nach wie vor ein probates Mittel gegen die Fülle ungesicherter Behauptungen: Ideologien, Stereotypen und Vorurteile, die sich auf viele Dinge beziehen, mit denen wir uns in unserem Fach befassen. Nicht selten geht es einfach darum, diese Behauptungen mit „empirisch belastbaren Tatsachen“ zu konfrontieren, zum Teil sogar „nur“ um repräsentative Deskription.

Es ist ein gängiger, aber fataler Irrtum mancher methodologischer Debatten, wenn der Gewinn an Zuverlässigkeit und Genauigkeit, der diese Verfahren auszeichnet, quasi automatisch gleichgesetzt wird mit einem Verlust an Validität: dass sie nicht geeignet wären, das „wirklich Wichtige“ der sozialen Tatsachen abzubilden. Natürlich ist das nicht einfach – aber das ist genau der Reiz und die Herausforderung, wenn man quantitative Verfahren reflektiert verwendet. Man versucht, einen Weg zur „maximalen Annäherung“ an diese Tatsachen zu finden.

Ich müsste nun eigentlich noch die Generierung der Forschungsthemen in meinem Fach diskutieren: den Gegensatz von Binnen- und Außensteuerung, die Unfruchtbarkeit der Unterscheidung zwischen Grundlagen- und angewandter Forschung, die Rolle der Policy-Forschung (Braman 2003), den von Lazarsfeld (1941) formulierten Gegensatz von kritischer und administrativer Kommunikationsforschung und schließlich die Barrieren zwischen universitärer und kommerzieller Medienforschung. Aber das alles ist viel zu viel. Ich wende mich daher nun schleunigst der

Universität zu – dem Ort, an dem sich Kommunikationswissenschaft und Kommunikationswissenschaftler entfalten. Oder auch nicht.

### 3. Kommunikationswissenschaft als Universitätsberuf

In Deutschland ist die Universität nach wie vor der zentrale Ort der Wissenschaftsentwicklung. Wer Wissenschaftler werden will, muss mehr oder weniger zwangsläufig einen Universitätsberuf wählen. Angesichts der hohen Risiken, in einer Universität eine sichere Position mit ordentlichem Gehalt und hohem Sozialprestige zu erhalten, glaube ich schon, dass die Wahl einer universitären Berufstätigkeit weniger von klaren Karriereerwartungen, sondern eher von wissenschaftlicher Neugier und Forschungsinteressen geprägt ist.

Der Universitätsberuf wird als Eingangstor zur Wissenschaft begriffen, von der man als Berufsaspirant vorwiegend die *sachliche* Dimension wahrnimmt – das, was man in Büchern und Zeitschriften gelesen hat. Von der *sozialen* Seite des Wissenschaftsbetriebs hat man keine Ahnung. Dass die „Verberuflichung von Wissenschaft“ im institutionellen Gefüge einer Universität aber exakt diese soziale Seite *ist*, begreift man erst, wenn man die Berufsrolle schon übernommen hat. Sie prägt die inhaltliche Ausgestaltung der Berufstätigkeit des einzelnen Wissenschaftlers und ebenso die Entwicklung ganzer wissenschaftlicher Disziplinen.

Zunächst zum *Beruf*. In einem Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft fand ich folgende Aussage eines Vorstandsmitglieds dieser Gesellschaft – ich zitiere: „Forschung gilt als der Ausweis für Reputation ... im Gegensatz dazu wird die Lehre eher als *Dienstaufgabe* gesehen.“ (Altmeyden 2009) Schön. Dumm ist nur, dass Beruf und Dienstaufgabe an einer Universität so ziemlich dasselbe sind – mit der Konsequenz, dass man Forschen und Publizieren allzu oft *gegen* den Universitätsberuf durchsetzen muss.

Will man die *anderen* Tätigkeiten sachlich angemessen und vielleicht sogar noch engagiert erfüllen (was ich den meisten Berufsanfängern an den Universitäten ohne Einschränkung unterstelle), gerät man schnell in Not. Entweder man kommt „in der Dienstzeit“ mit der Forschung und der akademischen Weiterqualifikation nicht so recht voran. Oder man nutzt dafür vorwiegend die private Zeit. Oder beides.



Die Hintergründe für das Berufsdilemma von Universitätswissenschaftlern sind mit Begriffen wie „Massenuniversität“ und „Massenfach“ hinreichend umschrieben. Und spätestens an dieser Stelle stößt man auf die andere Seite des Universitätsbetriebs: die Studenten. Unter den Bedingungen der sog. „Bildungsmisere“ und der chronischen Finanzknappheit öffentlicher Haushalte hat sich das allerdings in manchen Fächern so zugespitzt, dass man die Verhältnisse nicht nur als „wissenschafts-“, sondern vor allem auch als „wissenschaftlerfeindlich“ bezeichnen muss.

Die Kommunikationswissenschaft zählt ohne Zweifel zu den in Deutschland am stärksten belasteten Fächern. Ein Indikator dafür ist die Betreuungsrelation zwischen Studenten und Professoren (wobei die Zahl der Professoren immer nur als „Schlüssel“ für die Gesamtzahl aller wissenschaftlichen Mitarbeiter zu lesen ist). An der Freien Universität Berlin kommen heute im Durchschnitt 240 Studenten auf eine besetzte Professur.

Die Passagen, in denen ich das am Beispiel der Berliner Kommunikationswissenschaft kommentiere, habe ich aus meinem Manuskript wieder herausgestrichen. Es geht um das grundsätzliche Argument: Solche Zahlen sind kein Zufallsprodukt, sondern die Manifestation einer Wissenschaftspolitik, die außerhalb und in den Universitäten über die einzelnen Fächer hinweg exekutiert wird. Sie trifft besonders den wissenschaftlichen Nachwuchs, dem durch derartige Arbeitsbedingungen die Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Weiterqualifikation erschwert, um nicht zu sagen: systematisch entzogen werden.

Wenn man sich fragt, wie der Einzelne das aushält und warum der Nachwuchs für den Universitätsberuf nicht versiegt, stößt man auf eine Berufsideologie, die mich sehr an meine Beobachtungen im journalistischen Berufsfeld erinnern. Auch hier ist es die sachlich kaum haltbare Vorstellung von einem „freien Beruf“, die sich mit der eigenen Tätigkeit verbindet. Sie animiert zur Selbstaussbeutung und behindert die Reflexion der allgemeinen Ursachen für Unfreiheit im eigenen Berufsfeld.

Das bringt mich zum zweiten Punkt, dem Einfluss der Universitäten auf die *Fächer*, die sie beherbergen. Nur wer naiv ist meint, die Universitäten wären neutrale Plattformen, auf denen sich die Wissenschaften aus eigener Kraft entfalten. Schon vor 90 Jahren spricht Max Weber von der Entwicklung der Universitäten hin zu „staatskapitalistischen Unternehmungen“, die ohne den Einsatz von Betriebsmitteln größeren Umfangs nicht verwaltet werden könnten; der Preis dieser Entwick-

lung sei, „wie überall, wo der kapitalistische Betrieb einsetzt“, die „Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln“. (Weber 1921, S. 5) Und dann kommt eine, wie ich finde, visionäre Passage, der ein Vergleich des amerikanischen mit dem deutschen Universitätssystem zugrunde liegt:

„Die technischen Vorzüge sind ganz unzweifelhaft, wie bei allen kapitalistischen und zugleich bürokratisierten Betrieben. Aber der ‚Geist‘, der in ihnen herrscht, ist ein anderer als die althistorische Atmosphäre der deutschen Universitäten. Es besteht eine außerordentlich starke Kluft, äußerlich und innerlich, zwischen dem Chef eines solchen großen kapitalistischen Universitätsunternehmens und dem gewöhnlichen Ordinarius alten Stils. ... Innerlich wie äußerlich ist die alte Universitätsverfassung fiktiv geworden.“ (Weber 1921, S. 6)

Besser kann man den Status quo des *Universitätsbetriebs* in Deutschland kaum beschreiben. Die Frage ist, welche Konsequenzen das für den *Wissenschaftsbetrieb* hat. Auf jeden Fall wird die „bürokratische Systemkomponente“, die den Wissenschaften gewisse Freiräume sichern sollte (Stichwort: akademische Selbstverwaltung), immer mehr von „unternehmerischen Systemkomponenten“ überlagert und ersetzt. Dahinter steht ein pseudoliberales Marktmodell, dessen Original im Wirtschaftssektor derzeit stark angeschlagen ist, das sich im universitären Wissenschaftsbetrieb jedoch weitgehend durchgesetzt hat:

„An die Stelle von Bürokratie und Berufsethik treten ... ganz andere Regeln: Zielvereinbarungen, Kosten-/Nutzen-Rechnungen, Effizienzmessungen, Berichtswesen, Budgetierung, Benchmarking, kurz: die ganze Illusionsmaschinerien des Wissensmanagements.“ (Steinfeld 2009)

Wie in allen vergleichbaren Institutionen erfolgt die Marktliberalisierung des *Universitätsbetriebs* auf zwei Ebenen: der Haushalts- und der Personalpolitik. Als exemplarisch dafür sind die Berufungsverfahren anzusehen, die für die sachliche Schwerpunktbildung und personelle Zusammensetzung der Fächer entscheidend sind. Die offizielle Version lautet so: *Welche* Professuren ein Fach benötigt, wird nach Maßgabe der verfügbaren Mittel von den Fachvertretern festgelegt. Und für die *personelle Besetzung* dieser Stellen gilt grundsätzlich immer noch das sog. Kooptationsverfahren: Eine aus Wissenschaftlern zusammengesetzte Berufungskommission wählt aus dem Kreis der Bewerber diejenigen aus, die nach fach-

wissenschaftlichen Kriterien für die Ausfüllung der Stelle als am besten geeignet erscheinen.

Dieses Verfahren ist riskant und hat Schwächen, das ist nicht zu bestreiten. Ob sich ein Kollegium tatsächlich stets mit den Besten der jeweiligen Zunft ergänzt, ist nicht garantiert. Aber es gibt gute Gründe, dieses Verfahren als ein Basisinstrument zur Sicherung von Wissenschaftsfreiheit an den Universitäten zu verteidigen – wenn es noch zu verteidigen ist. Wissenschaftsexterne Vorgaben und Interventionen schon im *Vorfeld* der Tätigkeit von Berufungskommissionen und erst recht, *nachdem* sie ihr Ergebnis vorgelegt haben, machen den fachwissenschaftlichen Teil der Berufungspolitik immer mehr zur Farce. Die Unternehmensleitung einer Universität setzt die zentralen Entscheidungsparameter – und setzt sie durch.

Aber vielleicht ist ja genau das: die Überwindung eines fachspezifischen Provinzialismus durch fachexterne Interventionspolitik eine der zentralen Voraussetzungen für die „Exzellenz“ der Universität neuen Zuschnitts? – Meine Gegenfrage: Was eigentlich meint der Begriff „Exzellenz“ in diesem Zusammenhang? Das Branding einer Universität? Ein Label, das ihr den Zufluss finanzieller Mittel sichert? Oder doch etwas, was wissenschaftsimmanent, *von Wissenschaftlern für ihre Wissenschaft, generiert* wird?

Aus den Berufungsverfahren, die ich in den letzten Jahren an dieser Universität begleitet habe, habe ich zumindest die Antwort der Universitätsleitung kennengelernt. Das alles überragende Qualitätskriterium für die Einstellung eines Wissenschaftlers ist – neben Prestigefaktoren – sein *Geldwert*. Er sollte nicht zu viel kosten und der Universität direkt (durch seine finanzielle Forschungsbilanz) und indirekt (durch weitere Aktivposten seiner Leistungsbilanz) möglichst viel Geld bringen. Die *inhaltliche* Ausrichtung seiner Forschungsaktivitäten ist aus Sicht der Universitätsleitung unerheblich (es sei denn, sie trägt zur Stärkung schon etablierter „Cash Cows“: Forschungsclustern, Exzellenzcentern etc. bei). Die Lehrkompetenz ist in der Regel kein Thema.

Wirksam werden diese Kriterien nicht nur bei der *Auswahl* des wissenschaftlichen Personals. Durch *Zielvereinbarungen*, dem Ergebnis von Berufungsverhandlungen, werden sie zu Leitlinien der wissenschaftlichen Berufstätigkeit an Universitäten. Auch hier spielt Geld wieder die zentrale Rolle; unter anderem werden Mindestbeträge für die Einwerbung von Drittmitteln für die Forschung innerhalb eines

„Bewährungszeitraums“ festgelegt. Wie und wofür die berufenen Wissenschaftler Geld einwerben, ist dann immerhin ihr Anteil an der Wissenschaftsfreiheit. Das Ganze bezeichnet man als „New Public Management“ – ein System, mit dem eine „paradoxe Kombination aus marktwirtschaftlicher Freiheitsrhetorik und einer nahezu totalitären Kontrolle“ in die Universitäten eingezogen ist – so ein französischer Kollege, den die Süddeutsche Zeitung zitiert. (Charle 2008, zit. n. Steinfeld 2009)

Die beste soziale Kontrolle jedoch, das weiß jeder Soziologe, ist Selbstkontrolle. Da solche Leistungskriterien die Verfügung über wissenschaftliche Produktionsmittel bestimmen und so über Wissenschafts- und Wissenschaftlerkarrieren entscheiden, sind sie schon lange – auf der System- und der Personenebene – in den Wissenschaften selbst implementiert worden. Die an dieser Stelle eigentlich notwendige Diskussion über die sachliche Angemessenheit solcher Leistungsindikatoren kann ich hier nicht führen. Denn dann müsste man ausführlich über theoretische Konzepte von „wissenschaftlicher Leistung“ und im Detail auch über ihre Operationalisierung reden, über die Problematik der Komparatistik beim Vergleich unterschiedlicher Arbeitsgebiete und Fächer – usw.

Das ist jedoch heute auch nicht mein Anliegen. Heute geht es mir um die Funktion und Auswirkungen dieser Kriterien innerhalb der Universitäten: um die damit verbundene Formung von Wissenschaften und Wissenschaftlern. Was mich in diesem Zusammenhang irritiert, ist die geringe Bereitschaft in den Sozialwissenschaften, sich mit diesen Dingen reflexiv und kritisch auseinanderzusetzen. Wo anders als hier sollte das geschehen? – Dass das analytische Rüstzeug dafür da ist, zeigen z.B. die Ausführungen von Richard Münch zu diesem Thema (Münch 2009). Aber im Universitätsalltag habe ich nicht den Eindruck, dass sich Sozialwissenschaftler von den Kollegen anderer Disziplinen im Umgang mit diesen Verhältnissen unterscheiden. Auch hier versucht jeder, das System für sich selbst zu instrumentalisieren, irgendwie mitzuschwimmen, oben zu bleiben oder nach oben zu gelangen. Wer das System versteht, hat gewonnen. Wer sich nicht anpasst, hat verloren. Nur der Loser wird zum Kritiker. Oder der, der geht.

Ich gehe gleich – aber nicht, ohne noch etwas zum zweiten Teil des Universitätsbetriebs zu sagen: zu Lehre und Studium in unserem Fach.

#### 4. Kommunikationswissenschaft als Lehrberuf

Folgt man den Reaktionen von Politikern, Universitätspräsidenten und Wissenschaftsfunktionären auf den Bildungsstreik der letzten Woche, liegt ihnen nichts mehr am Herzen als die Optimierung der Studiensituation an den Universitäten. Damit schein ich mit meinem Argument, dass die Lehre den Universitätsalltag zwar massiv bestimmt, dass sie jedoch in den Strukturplanungen der Universitäten und ebenso in den Karriereentwürfen der Wissenschaftler stets nur „second best“ ist, ins Leere zu laufen.

Ich glaube das nicht. Auf das berufliche Dilemma der Wissenschaftler habe ich schon hingewiesen. Wenn ihr Berufsverständnis primär über Forschung definiert ist und ihre Berufskarriere maßgeblich von Forschungsleistungen, Publikationen etc. abhängt, wird Lehre grundsätzlich zum Problem: Sie ist das, was zur „eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit“ noch dazukommt und diese Arbeit eher stört als bereichert. Ich habe noch im Ohr, wie eine Professorin meines Fachs kürzlich am Rande einer Tagung aufstöhnte: Sie wäre jetzt das, was sie nie werden wollte: Lehrerin. Auch sie hat Max Weber nicht rechtzeitig gelesen. Zum „Hasard“ der wissenschaftlichen Berufstätigkeit rechnete er schon 1919 die Lehre:

„Jeder junge Mann, der sich zum Gelehrten berufen fühlt, muß sich ... klarmachen, daß die Aufgabe, die ihn erwartet, ein Doppelgesicht hat. Er soll qualifiziert sein als Gelehrter nicht nur, sondern auch: als Lehrer. Und beides fällt ganz und gar nicht zusammen.“ (Weber 1921, S. 8)

Es ist kein Geheimnis (und wir können das vor den Studenten auch schlecht verbergen), dass keiner von uns das Lehren gelernt hat. Ob dem mit didaktischer Nachschulung abzuhelpen ist, sei dahingestellt. Ich interessiere mich eher für die strukturellen Faktoren, die Lehre und Studium an den Universitäten prägen. Sie sind zum einen durch die einschlägigen *Studienordnungen* und zum anderen durch die *personelle Ausstattung* der Fächer definiert – womit wir wieder bei den Betreuungsrelationen zwischen Lehrpersonal und Studenten angekommen sind.

Meine Feststellung von vorher, dass die Lehre aus der Perspektive von Universitätsleitungen bei der Ausschreibung und Besetzung von Professuren eine *absolut nachgeordnete* Rolle spielt, ist aus meiner Tätigkeit an dieser Universität derartig „erfahrungsgesättigt“, dass ich an mich halten muss, darüber *nicht* ins Reden zu kommen. Blicken wir daher zur Abwechslung einmal auf die Berliner Humboldt-

Universität. Auch sie benutzt derzeit – genauso wie die Freie Universität – Professuren als „Faustpfand“ in der Auseinandersetzung mit der Berliner Wissenschaftspolitik um einen neuen Hochschulvertrag – d.h. im Kern: im Streit um Finanzen. Ausnahmen von einem allgemeinen Stellenbesetzungsstopp bis ins Jahr 2011 soll es nur noch für die „Berufung von herausragenden Frauen“ geben und außerdem dann, „wenn die Professuren für die Bewerbung der HU im nächsten Exzellenzwettbewerb oder für ihre Profilbildung wichtig sind“. (o.V., Der Tagesspiegel 2009)

Das heißt im Klartext: Die Lehrverpflichtung einer Universität, die sich aus den Studienordnungen der Studienfächer ergeben, spielen für die Freigabe und Besetzung von Professuren keine Rolle. In meinem naiven Verständnis von Recht ist es aber ein eindeutiger *Rechtsbruch*, wenn Universitäten nicht dafür sorgen, dass das gelehrt werden kann, was in ihren Amtsblättern *beiden* Seiten im Lehrbetrieb – den Wissenschaftlern und den Studenten – verordnet wird. Anscheinend jedoch fehlen die Kläger, um so etwas wie „Rechtssicherheit der Lehre“ an den deutschen Universitäten herzustellen.

Ein ganz anderes Problem, jenseits dieser Strukturdefizite, betrifft die Zielsetzungen und Inhalte der Lehre an Universitäten. Darauf will ich abschließend am Beispiel der Kommunikationswissenschaft eingehen. Aus Umfragen wissen wir, dass die meisten Studenten in unserem Fach Berufsziele im Mediensektor verfolgen: Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit, Medienmanagement, Medienforschung etc. Was bedeutet das für die inhaltliche Ausgestaltung der kommunikationswissenschaftlichen Lehre? Ich habe in diesem Zusammenhang viel aus einer Magisterarbeit von Britta Wollschläger und Anna-Maria Zahn aus dem Jahr 2007 gelernt. Sie führten an unserem Institut eine Absolventenumfrage durch und haben darüber ihre Abschlussarbeit geschrieben. Aufschlussreich fand ich nicht nur den empirischen, sondern vor allem auch den theoretischen Teil der Arbeit, in dem die aktuelle Diskussion über die Zielsetzungen der universitären Hochschulausbildung zusammengefasst wird.

Die Kernfrage lautet, wie die Universitäten den Spagat zwischen einer wissenschaftlichen, forschungsbasierten Lehre und einer berufsorientierten Ausbildung bewältigen können – für die Kommunikationswissenschaft als traditionell stark praxisbezogenes Fach ein zentrales Problem!

Erstaunlicherweise liegen heute die Vertreter von Wissenschaft und Praxis bei der Beantwortung dieser Frage gar nicht so weit auseinander. Die wissenschaftliche Seite spricht von „Erziehung zum reflexiven Denken“, „Stärkung der Urteilskraft“ und davon, dass Studenten lernen sollten, „Wissen selbst hervorzubringen und zu begründen“. Dem kommen Vertreter der Praxis im Prinzip recht nahe, wenn sie „employability“ als Zielprojektion eines Universitätsstudiums einklagen: die Beschäftigungs- bzw. Berufsfähigkeit der Absolventen.

Würde man das ernst nehmen, müsste in den neuen Studiengängen das „Pauken“ von Fachwissen weiter in den Hintergrund treten, aber auch eine eng geführte Vermittlung berufsfeldspezifischer Detailqualifikationen. Wenn man stattdessen Schlagworte wie „theoriegeleitetes Lernen“, „Erhöhung der Methodenkompetenz“, „Verbesserung von Sozial- und Innovationskompetenz“ liest, dann fragt man sich, wo man das in den neuen Studiengängen tatsächlich findet. Und man kommt vollends ins Staunen, wenn man feststellt, dass diese Schlagworte ihren Ursprung ausgerechnet im sog. „Bologna-Prozess“ haben.

Wie soll das gehen? – In den Bachelor- und Master-Studiengängen, die Bologna hervorgebracht hat, wird die Variation der Lehre ebenso unterbunden, wie den Studenten Eigenständigkeit, das Lernen des Lernens, das Kennenlernen und Ausprobieren eigener Interessen und Fähigkeiten, systematisch ausgetrieben wird. Die Antworten des Wissenschaftsrats und anderer Hochschuleinrichtungen überzeugen mich nicht. Am Ende soll es – einmal mehr – die *Didaktik* richten.

Nach meiner Auffassung geht es aber um etwas ganz anderes: um den *Beziehungsaspekt* der Lehrkommunikation – um an dieser Stelle noch einmal die Kommunikationstheorie von Watzlawick „auszupacken“ (Watzlawick u.a. 1969). Das heißt darum, ob Lehrende und Lernende, Dozenten und Studenten, unter diesen Universitätsbedingungen überhaupt noch so zusammenfinden, dass sie sich gegenseitig in ihren jeweiligen Bedürfnissen, Interessen, aber auch Zwängen respektieren.

Das weit verbreitete „Studenten-Bashing“, eines der Lieblingsspiele meiner Zunft, wenn sie die Frustration über den Status quo der Lehre zum Ausdruck bringt, spricht eher dagegen. Dabei wäre es nur ein kleiner Schritt der Reflexion, um bei der Feststellung anzukommen, dass man die aktuelle Schiefelage in der universitä-

ren Lehre wohl kaum durch die Aufsummierung menschlicher Schwächen erklären kann – auf keiner Seite dieses Beziehungsgeflechts.

Ich bin der festen Überzeugung, dass es für die zukünftige Qualität der Lehre an den Universitäten entscheidend sein wird, wie viel von der ursprünglichen Charakteristik der deutschen Universität durch den Bolognaprozess hindurch gerettet werden kann. Das klingt angesichts des bisher Gesagten inkonsequent, ist es aber nicht. Gerade ihre Doppelstruktur, die Verknüpfung von Forschung und Lehre, war immer auch die Stärke der deutschen Universität. Nur wer selbst forscht, hat die Chance, den Studierenden nicht nur didaktisch sauber verpackte Wissenshäppchen weiterzugeben, sondern sie mit seinem eigenen Wissenshunger anzustecken.

Ob – umgekehrt betrachtet – diese inhaltliche Ausfüllung der Lehre unter den gegebenen Studienbedingungen in den Universitätsstrukturen von heute noch eine Chance hat, kann ich nicht beantworten. Und ehrlich gesagt: Ich bin auch froh, dass *ich* sie nicht mehr beantworten muss. Aber wenn mich heute jemand fragen würde, ob er, ob sie das Glücksspiel einer Universitätskarriere auf sich nehmen soll, würde ich sagen:

Es geht nur so: Trotz aller Liebe zur Forschung – ohne ein in gewisser Weise „erotisches“ Verhältnis zur Lehre solltest Du Dich *nicht* auf einen Universitätsberuf einlassen!

### **Nachtrag**

Auf die aktuellen hochschulpolitischen Ereignisse in Hamburg bin ich in der Vorlesung nicht eingegangen, obwohl sie gut zum Thema passen. Ich konnte ja am Freitag noch nicht wissen, was dann am Samstag in den Zeitungen stand. In Hamburg hat die präsidiale Interventionspolitik ein zumindest vorläufiges Ende gefunden, weil sich die Fachvertreter nicht in ihr Schicksal ergeben haben. (Horstkotte 2009)



## Literatur

- Altmeppen, Klaus-Dieter (2009): Forschung durchleuchtet. Wissen über Forschungsstrukturen kaum vorhanden. In: Aviso. Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Heft 48, S. 2.
- Braman, Sandra (Hg.) (2003): *Communication Researchers and Policy-Making*. Cambridge, Mass. / London.
- Charle, Christophe (2008): *Les ravages de la ‚modernisation‘ universitaire en Europe*. Paris.
- Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPUK): *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft (2008): Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft*. www.dgpuk.de ; 17. Juni 2009.
- Donoghue, Frank (2008): *The Last Professors. The Corporate University and the Fate of the Humanities*. New York.
- Dröge, Franz W. / Winfried B. Lerg (1965): Kritik der Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik* 10, S. 251-284.
- Hachmeister, Lutz (2008): Konkrete Kommunikationsforschung. In: *Publizistik* 53, S. 477-487.
- Hagen, Lutz (1992): Die opportunen Zeugen. Konstruktionsmechanismen von Bias in der Zeitungsberichterstattung über die Volkszählungsdiskussion. In: *Publizistik* 37, S. 444-460.
- Horstkotte, Hermann (2009): Ende einer Präsidentin. Monika Auweter-Kurtz verlässt Uni Hamburg. In: *Frankfurter Rundschau* vom 27. Juni 2009.
- Kuhn, Thomas S. (1973): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main.
- Lau, Richard L. / David O. Sears (1986): An Introduction to Political Cognition. In: dies. (Hg.): *Political Cognition*. Hillsdale, N.J. / London, S. 3-8.
- Lazarsfeld, Paul F. (1941): Remarks on Administrative and Critical Communication Research. In: *Studies in Philosophy and Social Science* IX, S. 2-16.
- Münch, Richard (2009): *Globale Eliten, lokale Autoritäten, Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co*. Frankfurt am Main.
- o.V. (2009): Gebremste Berufungen. HU reagiert auf finanzielle Unsicherheit. In: *Der Tagesspiegel* vom 25. März 2009.
- Schulz, Peter J. / Uwe Hartung / Simone Keller (Hg.) (2009): *Identität und Vielfalt der Kommunikationswissenschaft*. Konstanz (Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 36).
- Steinfeld, Thomas (2009): Unternehmen Universität. In der Bildungspolitik überlebt der Glaube an den freien Markt. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 7. April 2009.
- Watzlawick, Paul / Janet H. Beavin / Don D. Jackson (1969): *Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern.
- Weber, Max (1921): *Wissenschaft als Beruf*. München und Leipzig (2. Aufl.).
- Weber, Max (1964): *Grundbegriffe*. In: ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Studienausgabe, hgg. von Johannes Winkelmann. Köln und Berlin 1964, S. 3-41.
- Wollschläger, Britta / Anna-Maria Zahn (2007): *Absolventenstudie Publizistik- und Kommunikationswissenschaft FU Berlin 2007*. Unveröff. Magisterarbeit, Freie Universität Berlin.